
Moderne Körper, moderne Orte

Sport und Nationalstaat in Japan und Österreich

1850-1990

Wolfram MANZENREITER (IOAW, Universität Wien)

Japan und Österreich haben vergleichsweise spät zum Kreis der industrialisierten Welt aufgeschlossen. Die industrielle Revolution hatte ebenso wie der Parlamentarismus auch über die jeweiligen historischen Einschnitte der März-Revolution im habsburgischen Österreich (1848) und der Meiji-Restauration in Japan (1868) hinaus lange Zeit kaum sichtbare Akzente setzen können. Bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein verfügten beide Monarchien jedenfalls nur über bestenfalls rudimentär ausgeprägte Foren der politischen Partizipation. Es kann aber nicht bestritten werden, dass mit dem technologischen Fortschritt, der Entwicklung der Kommunikations- und Verkehrsinfrastruktur, der Ausprägung eines Industriekapitalismus und der Verstärkung in beiden Ländern tiefgreifende Veränderungen statt fanden. Von diesen Transformationen blieb niemand unberührt, auch wenn verschiedene Bevölkerungsschichten in unterschiedlichem Ausmaß betroffen waren. Die schleichende Modernisierung des Alltags setzte zumindest für die privilegierten Schichten, in erster Linie Angehörige der traditionellen Mittel- und Oberschichten, und insbesondere für die Bewohner der Hauptstädte Wien und Tokyo eine deutliche Zäsur, die das spätfeudale 19. Jahrhundert von seinem modernen Gegenstück trennte. In Folge sollte das Verhältnis zwischen Staat und Subjekt, zwischen dem Einzelnen und dem Kollektiv, aber auch die Beziehung, in der das Individuum seinen Körper wahrnahm und der individuelle Körper vom Staat wahrgenommen wurde, neu definiert werden. In dieser Zeit etablierte sich als neues Handlungsfeld der Sport.

Die Geschichte der Institutionalisierung des Sports verläuft als mehrstufiger Prozess, den ich für Österreich und Japan in diesem Aufsatz nachzeichnen werde. Die weltweite Expansion des modernen Sports, der ursprünglich nichts anderes als die Freizeitaktivitäten einer privilegierten Oberschicht im viktorianischen England darstellte, ist ähnlich wie der glo-

bale Siegeszug der amerikanischen Popkultur wiederholt als „Kulturimperialismus“ kritisiert worden. Diese kritische Position, die vor allem im neomarxistischen Lager zu Hause ist, wurde ihrerseits für die simplifizierende Annahme eines übermächtigen Akteurs (meist in Form des Staats oder der Unterhaltungsindustrien) kritisiert. Sie versäumt es jedenfalls völlig, den Eigeninteressen sämtlicher Akteure, Organisatoren und Institutionen auf den Handlungsfeldern von Politik, Ökonomie und Erziehung Rechnung zu tragen, die an der frühen Institutionalisierung des Sports beteiligt gewesen sind. Gerade der historische Vergleich zweier von unterschiedlichen Ausgangsprämissen geprägten Fallstudien kommt dem analytischen Blickwinkel zu Gute, der das Zusammenspiel von generellen und partikulären Faktoren im kulturellen Wandlungsprozess identifizieren will.

Was ist Sport?

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts war der dem Englischen entlehnte Sportbegriff sowohl in Österreich als auch in Japan kaum bekannt. Selbst in England stand der Begriff bis zum Ende des 18. Jahrhunderts nahezu ausschließlich für „Jagd“. Die bis heute primär verwendete Begriffsbedeutung dagegen entwickelte sich im frühen 19. Jahrhundert und verbreitete sich über das englische Empire weltweit. Da Disseminationsströme geographischen wie geopolitischen Einflüssen unterworfen sind, ist es wenig verwunderlich, dass der Sportbegriff in Ländern, die nur peripheren Kontakt zur englischen Machtsphäre hatten, erst mit einiger Verspätung Einzug fand. So dauerte es etwa fünfzig Jahre, bis der Begriff „Sport“ in Österreich so verbreitet war, dass er in den Namen von Klubs oder Titeln von Printmedien erschien. Die erste Sportzeitung Österreichs war die ab dem 1. Juli 1880 von dem österreichischen Pionier der Sportförderung, Viktor Silberer (1854-1924), herausgegebene *Allgemeine Sport-Zeitung*. Die Aufnahme des Sport-Begriffs in den Namen ei-

ner Umsatz- und Auflagenhöhe verpflichteten Zeitschrift unterstreicht, wie bekannt das Wort vom Sport zu dieser Zeit gewesen sein musste (Strohmeier 1988a). In Japan dauerte der Verbreitungsprozess weitaus länger. Englisch-Japanische Wörterbücher führten den Begriff in seiner modernen Bedeutung erst ab 1915, während das Lehnwort Sport erst nach 1930 Einzug in die einsprachigen Nachschlagewerke fand. Eine der frühen Referenzen in der Großen Heibonsha Enzyklopädie (1934/35) wies bereits auf die Definitionsprobleme hin, die sich aus einer undifferenzierten Vermischung von *supôto* und *supôtsu* ergäben und auch auf Unterschiede in der Zweckorientierung zwischen individuellen Absichten wie Körpertraining und Vergnügen oder kollektiven Zielen wie Sieg und Performance zurückzuführen seien (Abe 1988).

Die globale Verbreitung des ursprünglich dem englischen entstammenden Begriffs heißt natürlich nicht, dass Körperertüchtigung und körperliche Bewegungsspiele sich allein auf den englischen Kulturkreis beschränkt hätten. Im Japan der Edo-Zeit (ca. 1600-1850) beispielsweise waren Sumô, Bogenschießen, Schwertkampf und andere Martial Arts weit verbreitet. In Österreich florierten zu dieser Zeit mit Reiten, Fechten, Schwimmen und Hallentennis ebenfalls Geschicklichkeit und Körperstärke vergleichende Aktivitäten. Vielmehr muss also der anthropologischen Vermutung Rechnung getragen werden, dass das Verlangen nach Spiel und körperlicher Bewegung „vorkulturell“ und damit natürlicher Bestandteil des menschlichen Lebens ist. In allen Kultur- und Gesellschaftsformen sind körperliche Bewegungsspiele eng mit der menschlichen Existenz verbunden gewesen. Über das rein motorische Bedürfnis hinaus lässt sich in allen Gesellschaften ein Kulturbildungsprozess nachzeichnen. Aus dem Bedürfnis nach Bewegung entsteht eine Kultur der Bewegung, wenn das spontane Spiel sich freiwillig einem Set abstrakter Regeln unterwirft, wenn über die gemeinsame Praxis und Erfahrung symbolische Funktionen erfüllt werden und über die Tradierung an die nächsten Generationen eine Raum und Zeit überschreitende Fixierung statt gefunden hat. (vgl. die seminale Studie von Huizinga 1991 [1938]).

Es gibt gute Gründe, warum die frühen Bewegungsspiele von dem, was wir heute als Sport verstehen, ungeachtet aller struktureller Ähnlichkeiten getrennt werden müssen. Schließlich fehlte dem Japanischen und Deutschen vor der Verbreitung des Lehnwort Sports nicht nur ein vergleichbarer übergeordneter Sammelbegriff, sondern auch die kogni-

tive Matrix, die eine Zuordnung der einzelnen Spiele und Aktivitäten zu einer gemeinsamen Kategorie ermöglicht hätte. Was frühere Generationen in den Spielen sahen, die ein heutiger Beobachter ohne zu zögern als Sport identifiziert hätte, ist nur sehr schwer zu beantworten. Wir können jedenfalls kaum annehmen, dass frühere Generationen unsere Wahrnehmung und Interpretation geteilt hätten. Der englische Sportsoziologe John Horne weist darauf hin, dass bereits auf synchroner Ebene Definitionsversuche des ständigen Veränderungen unterworfenen, damit sowieso amorphen Sports problematisch genug sind. Seine Schlussfolgerung: Da sich der Sport mit seiner Zeit und seiner sozialen Umwelt verändert, lässt er sich weder in Form noch in Inhalt eindeutig fixieren.

Zentraler Sport und peripherer Sport

Unterschiede zwischen dem modernen Sport und seinen frühen Vorläuferversionen lassen sich nicht nur auf konzeptioneller Ebene beobachten. Allen Guttmanns historisch angelegter Vergleich weist auf sieben strukturelle und funktionelle Besonderheiten hin, die den modernen Sport charakterisieren (1979). Verweltlichung, Gleichheit, Spezialisierung, Rationalisierung, Bürokratisierung, Quantifizierung und die Betonung von Rekorden haben sich seit dem frühen 19. Jahrhundert zu allgemein gültigen Merkmalen des – zentralen – Sports entwickeln können. Diese Merkmale entsprachen nämlich der quantifizierenden, rationalistischen Prinzipien entsprechenden Weltansicht der neuen englischen Elite. Angehörige der viktorianischen Mittelschicht hatten Spiele aus dem folkloristischen Fundus übernommen und diese in Übereinstimmung mit ihren ethischen Prinzipien zu modernen Sportspielen transformiert. Die Verbreitung folgte den Pfaden der politischen und ökonomischen Ausdehnung: von den Zentren in die Peripherien, von den Hauptstädten in die Provinzen, über angrenzende Länder bis in die entferntesten Regionen der Welt. Vor allem für die Angehörigen der aufstrebenden Mittelschicht in den Ländern an der Spitze der Modernisierung stellten sich Sport und Sportpraxis bald als mächtiger Kulturapparat dar. Dass die Geburtsstunde des modernen Sports mit der Entstehung des Nationenstaats übereinstimmt, ist also kein Zufall. Der Sportsoziologe Inagaki Masahiro (1987) wies auf drei Bedingungen hin, die dem Sportimport folgen müssen, damit das einst fremde Kulturgut zu einem Bestandteil des indigenen Kulturinventars werden kann: landesweit standardisierte und akzeptierte Regeln, eine mit der landesweiten Verwaltung und Repräsentation einer Sport-

art betrauten Organisation, und die Ausrichtung landesweiter Meisterschaften und Turniere.

Japans indigene Kampfkünste (*budō*) sind ein gutes Beispiel für die Differenzierung von modernem und prämodernem Sport. Ursprünglich waren die Kriegskünste ein Handwerk, eine praktische Fähigkeit zur Kriegsführung. In den langen Jahren der Edo-Zeit jedoch verlor sich der praktische Gebrauchswert zunehmend. Für den Kriegerstand (*bushi*) bildeten die Fähigkeiten im Kriegshandwerk jedoch die wichtigste Voraussetzung für ihre dominante Stellung im neokonfuzianischen Ständesystem. Aus Exklusivitätsgründen stand der Zugang zu den *dōjō*, den Trainingszentren, in aller Regel daher nur den Kriegern offen, wenn auch ökonomische Notwendigkeit viele Meister und Krieger später dazu zwang, ebenfalls Angehörige der ökonomisch überlegenen Schichten zu unterrichten (Hurst 1998). Die Transformation vom rauen Kriegshandwerk in eine Kunst, die zwar nicht der Kunst wegen, sondern als Statusausdruck, zum Teil aber auch als Broterwerb ausgeübt wurde, entspricht in etwa den Vorstellungen des Elias'schen Zivilisationsprozesses, wenn man die darin zum Ausdruck kommenden politischen und gesellschaftlichen Veränderungen bedenkt.

Die frühen Krieger waren eher Generalisten, die Schwert, Bogen und Speer gleichermaßen zu beherrschen hatten. Spezialistentum setzte sich erst mit dem weitgehenden Verlust des Praxisbezugs durch. Ausbildungstechniken setzten stark auf das persönliche Verhältnis zwischen Schüler und Meister, mündliche Überlieferung, die schrittweise Tradierung von Geheimwissen und den Erwerb von Fähigkeiten durch Nachahmung. Je nach Schule (*ryūha*) unterschiedlich gehandhabte Lizenzsysteme sollten den Ausbildungsgang und schlussendlich die Befähigung zum eigenständigen Unterrichten dokumentieren. Abspaltungen der immer wieder neu entstandenen *dōjō* waren keine Seltenheit, so dass Ende der Edo-Zeit viele hundert Schulen und Stile miteinander um Schüler konkurrierten. Wettkämpfe zwischen den Schulen waren eine Möglichkeit, Überlegenheit zu demonstrieren, wurden aber aus politischen Gründen und aus Sorge um den öffentlichen Frieden oft von den lokalen Machthabern unterbunden.

Der Trend zur Spezialisierung und die funktionale Neuorientierung in der Edo-Zeit hatten das Überleben der brotlosen Kunst sichern können. Dagegen drohten die Kriegskünste in Vergessenheit zu geraten, als Land und Leute sich auf den staatlich verordneten Modernisierungskurs der Meiji-Zeit (1868-1912) begaben. In den ersten Jahren drohten

unter dem Einfluss der allgemeinen Begeisterung für alles Westliche viele traditionelle Künste in Vergessenheit zu geraten. Praktisch einem einzelnen Mann ist es zu verdanken, dass bis heute Japans Kampfsportarten überleben konnten: Kanō Jigorō (1860-1938) begründete in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts das moderne Jūdō, in das einerseits viele Techniken von traditionellen Schulen, andererseits Ausbildungs-, Trainings und Belohnungsprinzipien eingeflossen sind, die dem westlichen Sport entstammen. Als besonders effektiv für die erfolgreiche Verbreitung erwiesen sich ein differenziertes Rangsystem (*dankyū*), die schriftliche Kodifizierung des Wissens, die Verbindung mit ethischen Grundprinzipien des modernen Nationenstaats und die Organisation von Wettkämpfen, in denen das Kōdōkan Jūdō seine allgemeine Überlegenheit und seine Schüler und Schülerinnen ihren jeweiligen Fortschritt unter Beweis stellen konnten (Inoue 1992). Erfolg zieht Nachahmer an: Strukturell haben sich nahezu alle japanischen Kampfsportarten, die heute weltweit praktiziert werden, dem Modell angepasst.

Turnen und Gymnastik

Ebenso wie in Japan war im vormodernen Österreich Sport ein Prärogativ der gesellschaftlichen Elite gewesen. An den Militärakademien, die ausschließlich den Kindern des Adels offen standen, wurden diese in Reiten, Fechten und Schwimmen unterwiesen. Diese Erziehungseinrichtungen spielten auch für den Wandel der Körperkultur im 19. Jahrhundert eine wichtige Rolle: Schließlich fanden hier die ersten Sozialexperimente statt, die zwar erst viel später zu einer weitgehenden Nivellierung der Standesunterschiede führten, aber schon ab 1848, wie im Fall der Wiener Militärakademie, auch den Kindern des gehobenen Bürgertums den Zugang zur höheren Bildung ebneten. Außerdem bildeten die Akademien eine wichtige Durchgangsschleuse für den Import der neuen Sportaktivitäten. Zwei grundverschiedene Strömungen erreichten Österreich ungefähr zur gleichen Zeit. Der englische Sport verbreitete sich erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, aber bereits 1838 wurde das deutsche Turnen durch Albert von Stephani (1810-1844), der in Berlin bei dem Jahn-Schüler Ernst Eiselen (1792-1846) studiert hatte, an der Theresianischen Ritterakademie in Wien als Schulfach eingeführt. Auf dem Stundenplan stand allerdings das Fach Gymnastik, das politisch unverfänglich klang. Gerade dem Vielvölkerstaat der Habsburgermonarchie waren die deutsch-nationalistischen Umtriebe des Turnerbunds, der von

Ludwig Jahn (1778-1852) und seinen Anhängern im Widerstand gegen die napoleonische Okkupation gegründet worden war, suspekt. Aus diesem Grunde hatte übrigens auch schon 1818 der österreichische Kanzler Metternich dem preußischen König empfohlen, der Turnbewegung einen Riegel vorzuschieben.

Im Schulunterricht setzte sich das Turnen allmählich durch. 1861 wurde es auf Entschluss der Wiener Stadtverwaltung allen Schulen empfohlen, und ab 1868 sogar zum Pflichtfach an allen Volksschulen. Ab 1871 bot die Universität Wien einen zweijährigen Ausbildungskurs für Turnlehrer an. Das Schulturnen baute auf dem Nachahmungslernen auf, es war methodisch stark strukturiert und sollte nach exerziergemäßer Ausführung vollzogen werden. Als solches forderte das Turnen nicht zur Leistung heraus, verlangte die Unterordnung in der Gruppe und unterdrückte alles Individuelle. Weil es aber dem pädagogischen Zeitgeist (Herbart) und der Theorie der Schule in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entsprach, fand es allgemeine Verbreitung im Schulkanon (Größing 1998:202).

Bürgerliche Vereine wurden bis zur weitgehenden Liberalisierung des Vereinswesens in den 1860er Jahren kaum gegründet. Die mit der österreichischen Verfassung von 1867 garantierte Versammlungsfreiheit löste schließlich eine Flut von Vereinsgründungen aus. Arbeiter wie Bürger organisierten sich jeweils in ihren eigenen Sportklubs und Turnvereinen. 1868 formierte sich unter maßgeblicher Beteiligung österreichischer Turner der Deutsche Turnerbund; eine Dachorganisation für alle österreichischen Vereine formierte sich 1872, aber dennoch blieben die Turner in Österreich bis 1904 als „Turnkreis 15“ der Deutschen Turnerschaft angehörig.

Inagaki (1995) zufolge entwickelte sich das Turnen besonders stark im europäischen Norden wie in Deutschland und Schweden, weil es dort als effektives Instrument betrachtet wurde, um den Anschluss an die weiter fortgeschrittenen modernen Nationen zu bewältigen. Die gleiche Prämisse bestimmte den Kurs der Meiji-Regierung, die das Turnen mit dem Schuledikt von 1872 eingeführt hatte. Der „wehrhafte Körper“ einer kleinen Elite – das Ideal der Körperkultur der frühen Tokugawa-Zeit – wurde nun abgelöst vom „gehorsamen Körper“ der im Turnen trainierten Massen. Eine spezielle Ausbildungsstätte für Turnlehrer wurde 1878 unter ihrem ersten Direktor und einflussreichen Pädagogen Izawa Shūji (1851-1917) gegründet. Ihm zur Seite stand G.A. Leland (1850-1924) vom Amherst Col-

lege in Massachusettes, der als Berater und Lehrer maßgeblichen Einfluss auf die frühe Entwicklung des Schulsports haben sollte. Leland empfahl zunächst, mit der in Amerika üblichen leichten Gymnastik (*futsū taisō*) eine einfachere Version des Turnens, als sie bisher praktiziert wurde, in den Lehrplan aufzunehmen. Als zusätzliche Schiene führte der Erziehungsminister Mori Arinori (1847-1889) allerdings 1885 das Wehrtturnen (*heishiki taisō*) in den Ausbildungsplan ein. Verschiedene Auslandsaufenthalte hatten in ihm die Überzeugung reifen lassen, dass die Zukunft einer Nation in der kollektiven Erziehung der Nation liegt. Die Massenerziehung im militärischen Drill des Wehrturnens sollte zur Formierung einer fleißigen Arbeiterschaft und eines starken Heeres beitragen, während die höhere Erziehung nach dem Muster der englischen Public Schools eine Elite von Führungspersönlichkeiten hervorbringen sollte (Kishino und Takenoshita 1959). Die der Turnpraxis immanente Erziehung zum Untertanen und zur Orientierung am Kollektiv, die Inagaki 1995 beobachtete, hatte der österreichische Heimatdichter Peter Rosegger bereits ein Jahrhundert zuvor notiert: „Als Ausbildung und Übung der Kraft beim Einzelnen ist die Turnerei nichts als ein Erziehungs- und Gesundheitsmittel. Als Ausbildung der Kameradschaftlichkeit, der systematischen gemeinsamen und nationalen Kraftleistung kommt sie zur politischen Bedeutung. Diese politische Bedeutung ist nicht hoch genug zu schätzen....“ (Rosegger 1894, zitiert nach Strohmeier 1998b:216)

Schulsport und Klubsport

Für den größten Teil der Bevölkerung in Japan und in Österreich beschränkte sich die Erfahrung der Sportausübung auf den Turnunterricht während der Pflichtschuljahre. Ball- und Freiluftspiele wurden in Wien erst 1890 mit dem Gauss'schen Spielerlass dem Unterrichtsprogramm hinzugefügt. In Japan gehörte ab 1885 Tsuboi Gendōs Lehrbuch *Regeln der Freiluftspiele (Kōgai yūgi hō)* zum fixen Repertoire der japanischen Pflichtschulen. In welchem Ausmaß die Lehrer von den exakten Beschreibungen zu Fußball, Baseball oder weniger elaborierten Lauf- und Ballspielen Gebrauch machten, ist aber kaum bekannt. Zu den weithin verbreiteten Problemen gehörten der Mangel an Fachkräften – Armeeangehörige sprangen hier oft ein – und an Sportgeräten. Vor allem in den ländlichen Regionen fehlte es bis in die Nachkriegszeit hinein an den wichtigsten Ausstattungsgeräten, und oft reichte das vorhandene Geld nicht einmal für Schulmahlzeiten, geschweige denn für Bälle aus (Kōzu 1980). Allein über Raum

verfügten die Schulen in der Peripherie in größerem Ausmaß als die Städte. In Österreich sollte per Gesetz bereits 1869 jede öffentliche Schule mit einem eigenen Sportplatz ausgestattet sein. Eine entsprechende Verordnung erfolgte in Japan erst dreißig Jahre später. Allerdings verfügten im Tokyo der Jahrhundertwende viele der zahlreichen Schulen in den inneren Bezirken noch nicht einmal über einen eigenen Schulhof. Der Sportunterricht musste daher in entsprechender Weise modifiziert werden: falls möglich, im nahen Park am Schrein, auf der Gestätten am Fluss, oder aber im Schulsaal (Yoshimi 2000:52).

Anders als das lehrbuchmäßig tradierte Turnen beruhte der Import des englischen Sports stärker auf der direkten Teilnahme der britischen Ausländer, die in den Enklaven von Yokohama oder Kobe bzw. in Wien lebten. Auf die besondere Rolle der sozialen Organisationsform des Klubs haben Fält (1997) und Tanada (1988) in ihren Studien zum sozialen Alltag und zur Verbreitung des modernen Sports im Japan der Meiji-Zeit hingewiesen. Kobe war noch keine zwei Jahre für den internationalen Handel geöffnet gewesen, da verfügte die Hafenstadt bereits über einen Segelklub, eine Rennbahn und einen Leichtathletikkklub; in den kommenden Jahren folgten Klubs für Cricket, Fußball, Rugby, Golf und Bergsteigen. Ausnahmen mag es gegeben haben, aber in den meisten Fällen blieben die Ausländer im 19. Jahrhundert unter sich: Klubsatzungen sahen im Prinzip auch nicht die Mitgliedschaft von Japanern vor. Auch in Wien waren die Angehörigen der englischen Niederlassungen und der diplomatischen Vertretung federführend an vielen Klubgründungen beteiligt. Im Sog der Liberalisierung des Vereinsrechts entstanden zunächst der Ruderklub „Bahn Frei“ (1862), der Wiener Schlittschuhklub (1867), der erste Wiener Schwerathletikkklub (1. WAC, 1880), der Vienna Cricket Club (1882), der Wiener Rasentennisclub (1885), der Vienna Fußball Club (1894) und der Wiener Leichtathletik Club (WAC, 1896). Die meisten Sportklubs wurden von Angehörigen der Mittelklasse unterhalten. Die Arbeiterschaft dagegen war tendenziell öfter in den offeneren Strukturen des Vereinswesens zu Hause. Anders als die ausschließlich einer Sportart gewidmeten Klubs entwickelten sich die Turnvereine zu ausdifferenzierten Organisationen, in denen auch alle Sportarten als Seitenzweige vertreten sein konnten (Norden 1998).

Im vormodernen Japan, vor allem in der Welt der Künste und der Volksreligionen, gab es verschiedene Formen der Sozialorganisation, die den freien Klubs und Vereinen ähnelten. Die im indigenen Sport-

kulturbereich vorzufindenden Organisationen, etwa die Schulen der Kampfkünste und die Sumo-Ringerställe (*sumôbeya*), hatten jedoch zahlreiche soziale Funktionen zu erfüllen, die weit über den eigentlichen Aufgabenbereich von Sportvereinen hinausgingen. Der erste moderne japanische Sportklub, der abseits der Ausländerviertel entstand, war der Nihonbashi Athletic Club. Gegründet wurde dieser Baseballklub 1878 von Hiraoka Hiroshi, der während seines Studiums in den USA seine Begeisterung für diesen Sport entdeckt hatte. Alle Klubmitglieder waren Angestellte der staatlichen Eisenbahn und am Bahnhof Nihonbashi beschäftigt. In wie fern das Eisenbahnunternehmen in der zehnjährigen Geschichte des Klubs das Baseballspiel ihrer Angestellten förderte, ist nicht bekannt. Allerdings zählten Firmen des Verkehrswesens zusammen mit anderen Institutionen der Moderne, wie etwa die öffentliche Verwaltung, die Armee und die Einrichtungen des Erziehungssystems, zu den wichtigsten Förderern des modernen Sports. Die formale Integration in eine übergeordnete Einheit sollte ein charakteristisches Merkmal der Sozialorganisation in der japanischen Sportlandschaft werden. Vor allem die enge Einbindung in das Erziehungssystem und die Entstehung von extrakurrikulären Klubaktivitäten (*bukatsudô*) prägte anhaltend die Entwicklung des japanischen Sports. Diese Klubs waren extrem elitär, abgeschlossen und hierarchisch organisiert. Das Internatsystem der neun nationalen Hochschulen (*kôtô gakkô*), die Mori Arinori in Anlehnung an die Praxis der englischen Public Schools ab 1885 eingerichtet hatte, förderte die Identifizierung mit dem sozialen Kosmos Schule, Elitismus, Hierarchien und ein nach außen gerichtetes Konkurrenzdenken (vgl. Rohlen 1983; Whang 1998).

Klubs waren zunächst an den frühen Universitäten gegründet worden: Der erste war wahrscheinlich der Ruderklub der Universität Tokyo von 1877. Baseballklubs wurden erstmals 1884 an den Universitäten Keiô und Meiji Gakuin gegründet. Als Kanô Jigorô in den neunziger Jahren Direktor am Pädagogischen Seminar Tokyo wurde, errichtete er einen schulinternen Sportklub mit acht Sektionen. Jeder Lehramtsanwärter musste neben Jûdô noch mindestens eine weitere Sportart in den Schulklubs praktizieren.

Aufgrund der engen Anbindung der Klubs an Schulen und Firmen waren in Japan die Zugangsmechanismen zum Sport weitaus restriktiver. Private Klubs oder offene Vereine waren verschwindend seltene Ausnahmen, die zudem wie der Kobe Golfklub von 1903 und die dem amerikanischen Ur-

sprung entsprechenden Klubsysteme der YMCA-Zweigstellen in Tokyo und Kyoto (mit Einrichtungen für Basketball, Volleyball, Schwimmen u.a.) erst im Verlauf des frühen 20. Jahrhunderts entstanden. Die Schulen und Universitäten profitierten natürlich auch von ihrem ausländischen Lehrpersonal, das auf Einladung der Regierung zur Einrichtung eines qualitativ hochwertigen Bildungs- und Wissenschaftssystems nach Japan gekommen war. Die Lehrer und Professoren erwiesen sich als wichtige Kulturvermittler, weil sie, zumeist unreflektiert, ihre eigene Sozialisierungserfahrung auf das neu zu errichtende Bildungssystem übertrugen. Zudem gab es an den Bildungseinrichtungen ausreichend Gelegenheit für internationale und interkulturelle Kontakte. Die Namen von H. Wilson, der 1872 an der Universität Tokyo zu lehren begann, und von G.A. Bates, der ab 1873 an der späteren Sapporo University in Nord-Japan unterrichtete, sind heute noch weit bekannt, in manchen Kreisen auch verehrt: Sie sollen die ersten gewesen sein, die japanische Studenten in der Kunst des Baseballs, dem wirklichen Nationalsport Japans, unterwiesen haben.

Die Entstehung eines Nationalsports

Eine Reihe von Faktoren müssen berücksichtigt werden, um den Aufstieg des Baseballs zum Nationalsport erklären zu können. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts verbreitete sich Baseball über ganz Japan hinweg, als es zum legitimen Schulgegenstand in der Volksbildung wurde, zu einer von den Massen geschätzten Form der Freizeitunterhaltung und zu einem werbewirksamen Marketingobjekt der Massenmedien. Zunächst hatte sich Baseball als Klubsport an den Universitäten und Eliteschulen etabliert. Das Baseballteam der Ersten Höheren Schule in Tokyo (Ichikō) errang mit einer Serie von spektakulären Siegen über amerikanische Teams weite Aufmerksamkeit: Der Umstand, dass man die Ausländer in ihrem eigenen Spiel hatte schlagen können, ließ die patriotischen Wogen höher schlagen. Nach populären Vorstellungen war der Erfolg dem demonstrativ zur Schau gestellten Kampfgeist (*konjō*) der Ichikō-Studenten zu verdanken: Als „muscular spirituality“ bezeichneten die Studenten selbstbewusst die eigentümliche Mischung aus Stoizismus, Gehorsam, Selbstdisziplin und Härte, die zu gleichen Teilen der Tradition der englischen Eliteschulen und dem Sozialisierungshintergrund ihrer Lehrer, die fast alle dem ehemaligen Samurai-Stand entstammten, verpflichtet war (Kiku 1983:10-11). Praxis und Ideologie des Ichikō-Stils sollten wegweisend die Organisation des gesamten Sportbetriebs

inner- wie außerhalb des Schulsystems beeinflussen.

Sport war die maßgebliche Arena, in der die Rivalitäten und Konkurrenzen zwischen den Schulen ausgetragen wurde. Der erste Wettkampf dieser Art fand 1887 als Bootsrennen auf dem Sumidagawa in Tokyo statt. Baseball-Turniere fanden vor dem Hintergrund dieser Rivalitäten große Aufmerksamkeit. Als sich die beiden Universitätsklubs von Keiō und Waseda gegen das Ichikō-Team durchgesetzt hatten, sorgten ihre Fehden für großen Andrang in den Stadien. Die 1903 erst ins Leben gerufene Staffel (*Sōkeisen*) endete aber schon 1905, als Anhängerorganisationen beider Klubs, sogenannte *ōendan*, marodierend durch den Ginza-Bezirk in Tokyo zogen. Bis 1925 wurden die *Sōkeisen* ausgesetzt. In der ab 1914 mit der Meiji-Universität gemeinsam ins Leben gerufenen Dreierliga hatten die Vereine allerdings wiederholt Gelegenheit, gegeneinander spielen zu können. Bis 1925 waren noch Klubs der Universitäten Tokyo, Hōsei und Rikyō zu dieser auch heute noch legendären Liga der Big Six dazu gestoßen (Kelly 2000:106).

Zuschauerzahlen im fünfstelligen Bereich waren keine Seltenheit. Der Pionier der japanischen Sozialforschung Gonda Yasunosuke bemerkte dazu, dass Sport eine zunehmend wichtige Position im Freizeitangebot der urbanen Konglomerate eingenommen hatte. Die immens gestiegene Nachfrage an Massenunterhaltung führte Gonda auf Massenproduktion, Kapitalkonzentration und Urbanisierung zurück, die ihrerseits direkte und indirekte Resultate der Marktverschiebungen im Sog der Kriegsjahre gewesen sind (Gonda 1921, 1931, zitiert nach Shimizu 2000:94-95). Die zunehmende Integration des Sports in eine Welt der Waren und des Konsums führte schließlich zur Gründung einer professionellen Landesliga (1935). Federführend waren private Eisenbahngesellschaften und die Massenmedien, die schon früh die Werbemöglichkeiten im Sport für sich entdeckt hatten. Seit den frühen Jahren des 20. Jahrhunderts sponserten die großen Tageszeitungen alle möglichen Formen von Sportevents wie Laufveranstaltungen, Skirennen oder Schwimmfeste. 1915 veranstaltete die Asahi Shinbun erstmals die Landesmeisterschaft im Baseball der Mittelschulen, die sofort ein einschlagender Erfolg wurde und auch heute noch das zentrale Ereignis im japanischen Sportjahr darstellt (Yoshimi o.J.). Um der großen Nachfrage an Zuschauern und Unterstützern entsprechen zu können, finanzierte die Tageszeitung zusammen mit der Konkurrenz der Mainichi Shinbun, die exklusiv zu den Vorrunden im Frühjahr berichtet, den Neubau eines 50.000 Sitze umfassenden Stadi-

ons. Das Kôshien zwischen Osaka und Kobe wurde sofort zu einer „Weihestätte der japanischen Sportkultur“.

Als österreichisches Gegenstück zum japanischen Baseball entpuppte sich der Fußball. Die Vienna von 1894 ist als erste Klubgründung bekannt. Die Klubmannschaft setzte sich hauptsächlich aus Engländern und einigen wenigen Österreichern zusammen. In der Klubgründungswelle, die bald darauf einsetzte, waren dann die Einheimischen tonangebend: Allein in den drei Jahren zwischen 1898 und 1900 wurden in Wien mehr als vierzig Vereine ins Leben gerufen. Vergleichsspiele, vor allem gegen ausländische Spitzenmannschaften, zogen bereits Tausende von Zuschauern an, die auch bereit waren, für das Spektakel und einige Zusatzleistungen wie Programme oder Verköstigung zu zahlen. Geschäftssinnig setzte die Vereinsleitung daher auf die Ausrichtung interessanter Spiele, den Bau großer Stadien und den Aufbau starker Kampfmannschaften, deren Starspieler mit Prämien beim Verein gehalten wurden. Vergeblich versuchte der 1904 ins Leben gerufene Österreichische Fußballverband, das englische Gentleman-Ideal des Sportamateurs gegen die Partikularinteressen der einzelnen Klubs durchzusetzen. Bis 1911 waren diese nicht einmal bereit, zugunsten eines regelmäßigen Meisterschaftsbetriebs auf die gewinnträchtigen „internationalen Spiele“ zu verzichten. Erst in der Saison 1911/12 konnte eine Liga eingerichtet werden; allerdings waren in beiden Divisionen nur Vereine aus Wien oder dem niederösterreichischen Umfeld vertreten.

Anfänglich wurde versucht, das Proletariat vom Fußball fernzuhalten. So schlossen die Klubstatuten der Vienna explizit Arbeiter und Tagelöhner aus. Erhöhungen der Eintrittsgelder, die mit dem Stadionbau legitimiert wurden, und räumliche Abgrenzungen zwischen Tribünen und Stehplätzen sollten für das möglichst ungestörte Vergnügen der anglophilen Mittel- und Oberklasse sorgen. Die Versuche, den importierten Sport von lokalen Einflüssen fernzuhalten, waren jedoch bereits vor der Gründung des ersten Arbeiterfußballvereins Rapid (1898) zum Scheitern verurteilt. Außerhalb der Verbandsstrukturen und Vereinssatzungen entstand in den Gassen und Hinterhöfen der Vorstädte, auf den Wiesen des Praters und den Halden der Simmeringer Heide, oft sich Verboten widersetzend, das „wilde Fußball“ der Jugend der Arbeiterklasse. Für die jungen Fetzenballspieler aus den Vorstadtklubs, die sich martialisch „Herkules“, „Einheit“, „Gewalt“ oder „Hispaniola“ taufte, waren die Starspieler der regulären Klubs lebende Götter, deren Techniken und Tricks sie minutiös zu imitieren suchten.

Auf eine eigentümliche Weise grenzte sich das wilde Fußball vom offiziellen Fußball als gelebter Protest gegen die regulierte Welt der Erwachsenen und des Profisports ab, um schließlich doch mit ihm zu konvergieren. In jedem Fall hatte für die fußballverliebte Jugend dieser Sport nichts mit England zu tun, sondern war ein Teil ihrer lokalen Kultur (Marschik 170-174).

In Deutschland, wo der Kulturimport etwa zeitgleich stattgefunden hatte, regte sich vor allem aus dem Kreis der Turnerbewegung erbitterter Widerstand gegen die Anerkennung des „unzivilisierten“ Fußballsports. Anders dagegen die Situation in Österreich, wo der Kulturimport sich gegen keine autochthone Körperkultur durchsetzen musste. Wahrscheinlich aus diesem Grund war Wien in der Lage gewesen, sich vor dem Ersten Weltkrieg schon als Machtfaktor im zentraleuropäischen Fußball zu präsentieren. Die Entwicklung zur Nationalsportart war in den zwanziger Jahren beendet, vor allem aufgrund des Militärs, das zuvor den Fußball zur Rekrutierung und Schulung der Soldaten in der kaiserlichen Armee, später dann zum Ausgleich an der Front, instrumentalisiert hatte. So kamen aus dem Ersten Weltkrieg Hunderttausende zurück, die bestens mit dem Spiel, seinen Regeln und seinen Reizen vertraut waren (Marschik 2000:182).

Sport und soziale Ordnung

Mit dem Ende der Meiji-Zeit und dem Beginn der zweiten Dekade des 20. Jahrhunderts hatten beide Länder nahezu zeitgleich den ersten Abschnitt in der Institutionalisierung des modernen Sports beendet. 1908 setzte sich in Wien ein Zentralverband für gemeinsame Sportinteressen zusammen, der die Agenden eines Olympischen Komitees übernahm. 1913 war Österreich erstmals offiziell bei einem Olympischen Kongress vertreten (Norden 1998:59). In Tokyo entstand 1911 unter dem Vorsitz von Kanô Jigorô der japanische Amateursportdachverband (Dai Nihon Taiiku Kyôkai), der 1912 erstmals eine Delegation von zwei Sportlern und Kanô selber zu den Olympischen Spielen nach Stockholm entsandte. Die Errichtung eines Nationalen Olympischen Komitees, die Ende des 20. Jahrhunderts mit der Staatengründung Hand in Hand geht (Taki 1995), dauerte in dem Fall der Nationalstaatenbildung von Japan und Österreich rund ein halbes Jahrhundert.

Zweifelsohne spielten die beiden Hauptstädte eine zentrale Rolle für die Aufnahme und Weitergabe der importierten kulturellen Praxis. Wie der historische Vergleich gezeigt hat, war die geographische Nähe allerdings von untergeordneter Bedeu-

tung. Politische und soziokulturelle Bedingungen, die den Eigenschaften des modernen Sport entsprechen, hatten weitaus größeren Einfluss und ermöglichten, dass Japan und Österreich nahezu zeitgleich den ersten Entwicklungsabschnitt hinter sich gebracht hatten.

Von besonderer Tragweite im Prozess der Institutionalisierung sind daher die folgenden Faktoren, die auf den Zusammenhang von Sportkultur und sozialer Ordnung hinweisen. Als erstes sind lokale Traditionen zu nennen, mit denen dem Import ein allgemein nachvollziehbarer Sinn versehen wurde. Als einflussreich erwiesen sich Strategien, mit denen der Sport lokalen Konventionen und Bedürfnissen, etwa im Erziehungssystem oder in den Organisationsstrukturen, angepasst wurde. Da der moderne Sport trotz umfassender Regelwerke so unterschiedlichen Interpretationen offen steht, dürfte seine Offenheit ein maßgeblicher Grund für sein weltweites Mobilisierungspotenzial sein. Zweitens ist die Bedeutung von sportexternen Institutionen und Systemen, mit denen der Sport Allianzen schließt, für die landesweite Verbreitung nicht zu unterschätzen. Allerdings waren auch das Erziehungssystem und die Medien vor dem Hintergrund der ökonomischen Unterschiede nicht in der Lage, die resistente Ungleichzeitigkeit zwischen der Hauptstadt und den peripheren Regionen auszugleichen. Drittens spiegelt sich die Fragmentierung moderner Gesellschaften auch in der Sportlandschaft wieder. Die schwerste Last der Diskriminierung hatten in beiden Fällen zweifellos Frauen zu tragen, die systematisch von weiten Teilen der Sportpartizipation ausgeschlossen waren. Wie Zugangsmöglichkeiten reguliert und klassenspezifische Terrains verteidigt werden, ist in den Fallbeispielen ebenso deutlich geworden wie der Verzögerungsfaktor, der sich aus den Unterschieden und Abhängigkeiten zwischen Zentrum und Peripherie ergibt.

Literaturhinweise:

- Abe, Ikuo (1988): "A study of the chronology of the modern usage of 'sportmanship' in English, American and Japanese dictionaries". In: *International Journal of the History of Sport* 5/1, 3-28
- Bruckmüller, Ernst und Hannes Strohmeyer, Hg. (1998): *Turnen und Sport in der Geschichte Österreichs*. Wien: ÖBV Pädagogischer Verlag (= Schriften des Instituts für Österreichkunde; 60)
- Fält, Olavi (1997): *The social whirl of 'white' Yokohama after Iwakura's return, 1874*. Unveröffentlichtes Redemanuskript für die EAJIS Conference, Budapest, August 1997
- Gröbning, Stefan (1998): "Vom Schulturnen zur Bewegungserziehung". In: Bruckmüller und Strohmeyer, Hg. (1998), 201-211
- Guttman, Allen (1979): *Vom Ritual zum Rekord. Das Wesen des modernen Sports*. Schöndorf: Hofmann
- Huizinga, Johan (1991[1939]): *Homo Ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel*. Hamburg: Rowohlt
- Hurst, G. Cameron (1998): *Armed martial arts of Japan. Swordmanship and archery*. Yale University Press
- Inagaki Masahiro (1987): "Kindai shakai no supōtsu". In: Kishino Yūzō et al., Hg.: *Saishin supōtsu jiten*. Tōkyō: Taishūkan Shoten, 231-240
- Inagaki Masahiro (1995): *Supōtsu no gokindai. Supōtsu wa doko e iku no ka*. Tōkyō: Sansēidō
- Inoue Shun (1992): "Budō no hatsumei". In: *Soshioroji* 115, 111-125
- Kelly, William W. (2000): "The spirit and spectacle of school baseball. Mass media, statemaking, and 'edu-tainment' in Japan, 1905-1935". In: *Senri Ethnological Studies* 52, 105-115
- Kiku Kōichi (1983): "Kindai no puro supōtsu no seiritsu ni kansuru rekishi shakaigakuteki kōsatsu. Wa ga kuni ni okeru senzen no puro yakkū o chūshin ni". In: *Taiiku Supōtsu Shakaigaku Kenkyū* 3, 1-26
- Kiku Kōichi (2000): „Bushido and the modernization of sports“. Unveröffentlichtes Redemanuskript für die Internationale Konferenz „Sports and Body Culture in Modern Japan“, New Haven, Yale University, March/April 2000
- Kimura Ki (1978): *Nihon supōtsu bunka shi*. Tōkyō: Bēsūbōru Magajin Sha
- Kishino Yūzō, Hg. (1973): *Kindai taiiku supōtsu nenpyō*. Tōkyō: Taishūkan Shoten
- Kishino Yūzō und Takenoshita Kyūzō, Hg. (1959): *Nihon kindai taiiku supōtsu nenpyō*. Tōkyō: Taishūkan Shoten
- Kōzu Masaru (1980): "The development of sports in Japanese agricultural districts: from the 1920s to the 1930s". In: *Hitotsubashi Journal of Arts and Science* 21/1, S. 40-51
- Marschik, Matthias (1998): "Der Ball birgt ein Mysterium. Vom 'englischen Sport' zur Wiener Fußballschule". In: Bruckmüller und Strohmeyer, Hg. (1998), 170-186
- Masai Yasuo (1997): „Meiji jidai ni okeru Tokyo no dochi riyō henka“. In: Japanisch-Deutsches Zentrum Berlin, Hg.: *Berlin-Tokyo im 19. und 20. Jahrhundert*. Berlin: Springer Verlag, 51-60 Norden, Gilbert (1998): „Breitensport und Spitzensport vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart“. In: Bruckmüller und Strohmeyer, Hg. (1998), 56-72
- Rohlen, Thomas P. (1983): *Japan's high schools*. Berkeley: University of California Press
- Shimizu Satoshi (2000): "Keiryū sarerushintai. Shintai kakō no sōchi to shite no gakkō to shōhi shakai ni okeru noshintai". In: Sugimoto Atsuo, Hg.: *Taiiku kyōiku o manabu hito no tame ni*, Kyōto: Sekai Shisō Sha, 81-101
- Strohmeyer, Hannes (1998a): "Vom adeligen zum bürgerlichen Sport in Österreich (16-19. Jh.)". In: Bruckmüller und Strohmeyer, Hg. (1998), 28-55
- Strohmeyer, Hannes 1998b: „Sport und Politik. Das Beispiel der Turnbewegungen in Österreich 1918-1938“. In: Bruckmüller und Strohmeyer, Hg. (1998), 212-244.
- Taki Kōji (1995): *Supōtsu o kangaeru. Shintai, taiiku, nashonarizumu*. Tōkyō: Chikuma Shinsho.
- Tanada Shinsuke (1988): "Diffusion into the orient: the introduction of Western sports in Kobe, Japan". In: *International Journal of the History of Sport* 5/3, 372-376
- Yoshimi Shunya (1993): "Undōkai to iu kindai. Shukusai no seijigaku". In: *Gendai Shisō*, 21/7, 55-73
- Whang, Soon-Hee (1998): *Nihon no eriito kōkō. Gakkō bunka to dōsōkai no shakaishi*. Kyōto: Sekai Shisō Sha
- Yoshimi Shunya (2000): "Undōkai to gakkō kŭkan". In: Sugimoto Atsuo, Hg.: *Taiiku kyōiku o manabu hito no tame ni*, Kyōto: Sekai Shisō Sha, 42-60
- Yoshimi Shunya (o.J.): "Senzenki Nihon ni okeru masu ibento no keisei". Unveröffentlichtes Redemanuskript